

VON DUNJA RAMADAN

Hinter der blauen Tür, im Innenhof des kleinen Fachwerkhäuses unter schattenspendenden Feigenbäumen und Weinreben, kommt eine Welt zusammen. Menschen, die sich im Leben nie über den Weg gelaufen wären, weil es auf dieser Welt Visaverfahren gibt, die trennen, nicht verbinden, treffen sich hier in Berlin-Schöneberg, auf der breiten Potsdamer Straße, neben einem marokkanischen, einem syrischen Restaurant und einem leerstehenden Geschäft mit Girlanden im Schaufenster. Sie treffen sich im Khan Aljanub, in der „Herberge des Südens“. Einem arabischen Buchladen mitten in Berlin.

Hier gibt es die Biografie von Michelle Obama, die Geschichte von der Raupe Nimmersatt auf Arabisch und rund 4000 Romane aus Beirut, Kairo oder Ramallah. Im ersten Stock finden sich arabische Romane in deutscher Übersetzung, etwa vom ägyptischen Literaturnobelpreisträger Nagib Mahfuz oder dem sudanesischen Schriftsteller Tayeb Salih. Aber eigentlich ist Khan Aljanub vor allem ein Ort der Begegnungen: Hier können Syrer Palästinenser kennenlernen, Ägypter Libanesen und Marokkaner Jordanier. In der arabischen Welt gibt es keine Reisefreiheit, man lebt nebeneinander her, obwohl man dieselbe Sprache spricht. Doch in Berlin treffen arabische Nachbarn erstmals aufeinander, sie lernen sich kennen, tauschen sich aus. Sie diskutieren, streiten, trinken Kaffee, lesen, rauchen, sehr viel sogar.

„Wir gründen gerade das Berlin von morgen“, sagt Muhammad Jabali

2019 hat der ägyptische Soziologe Amro Ali einen vielbeachteten Essay veröffentlicht, in dem er Berlin als arabische Exilhauptstadt bezeichnete, als Zufluchtsort für arabische Intellektuelle und Kulturschaffende vor allem nach dem Arabischen Frühling. In der Wahrnehmung vieler ist Berlin vor allem als vermeintliche Hauptstadt der arabischen Clans in den Schlagzeilen, die in vielen Bereichen kriminell unterwegs sind: Prostitution, Drogenhandel, Erpressung. Doch Ali hat einen anderen Blick auf die deutsche Hauptstadt: Er vergleicht sie mit dem New York der 1930er Jahre für jüdische Intellektuelle, die aus Europa fliehen mussten, und fordert: „Die arabische intellektuelle Community in Berlin muss sich einen Namen, eine Form und eine Art von Mandat erarbeiten. Das könnte eine Denkschule, eine politische Philosophie oder sogar eine ideale Bewegung beinhalten – und alle bereichern durch eine tiefere Auseinandersetzung mit der arabischen Welt.“

Heute, drei Jahre später, hat die Szene noch mehr Gestalt angenommen. Manche sprechen von Berlin als „neuem Damaskus“ oder „neuem Kairo“. Immer mehr panarabische Organisationen lassen sich in der deutschen Hauptstadt als Verein eintragen, etwa das Network of Arab Alternative Screens (NAAS), das arabische Kinokultur vernetzt und fördern will, oder das Febrayer Network, ein panarabischer Zusammenschluss unabhängiger Medienorganisationen. Sogar während der Corona-Pandemie wuchs die Szene weiter: 2020 eröffneten das Al-Berlin-Café in Kreuzberg, das Buchgeschäft Khan Aljanub und das Kulturzentrum Oyoum in Neukölln, das Raum für dekoloniale, queer-feministische und migrantische Sichtweisen bietet, nach dem Motto: Kultur neu denken.

Doch erst geht es zurück ins Khan Aljanub. Heute stellt ein junger Syrer sein erstes Buch vor, im Publikum sitzen ältere Herren mit Poloshirt und Brille und eine Gruppe von Jüngeren mit Tanktops, Barchtaschen und schwarzem Nagellack. Der Titel des Buchs: „Berlin“. Mohammed Sami Alkayal, 36, Brille, Vollbart, weit aufgeknöpftes Hemd, schreibt über das Berlin der nahen Zukunft 2029, er nennt diese Zeit „die schwarzen Zwanziger“ und setzt

sie in Kontrast zum Berlin der Goldenen Zwanziger (1924–29), bekannt als Blütezeit der deutschen Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Er entwirft eine düstere Zukunftsvision: In der Welt der organisierten Kriminalität ruft Mamo ein fiktives Königreich „Sham“ aus, doch dann bekommt er es mit dem deutschen Ermittler Peter Klöckner zu tun. Nach der Lesung und mindestens fünf Zigaretten hat er kurz Zeit. Welche Botschaft er mit dem Buch senden möchte? „Es gibt so viele unterschiedliche Weltanschauungen in dieser großen Stadt, aber sie werden nicht ausgetauscht. Jeder bleibt in seiner Blase und beansprucht die Wahrheit für sich, das wollte ich aufschreiben.“ Was er persönlich von Berlin hält? „Die Stadt ist meine neue Heimat. Damaskus würde ich wahrscheinlich nicht mehr wiedererkennen.“

Am Tag zuvor gab es hier ein All-female-Podium, auf Arabisch. „Alles fühlt sich hier ein wenig an wie Science-Fiction“, sagt der Libanese Jowe Harfouche, Filmemacher und Geschäftsführer des Network of Arab Alternative Screens (NAAS). Gerade planen sie bei NAAS ihr nächstes Event: Eine Auseinandersetzung mit der Frage, ob sich Blockchain-Technologie für kulturelle Organisationen eignet. Insgesamt unterstützt die Organisation mehr als zwanzig Kinos in der arabischen Welt. Harfouche, blondierte Haare und bunte Socken, sitzt neben Fadi Abdelnour, Inhaber von Khan Aljanub und Grafikdesigner, Yasmeen Daher, Philosophin und Direktorin des Febrayer-Netzwerks und Muhammad Jabali, Inhaber der Al-Berlin-Bar.

Die meisten von ihnen sind mit Stipendien nach Berlin gekommen und geblieben. Warum? Die Stadt ist in Bewegung, freigeistig – und im Vergleich zu anderen europäischen Hauptstädten noch erschwinglich, da sind sich die vier einig. Sie finden, dass Berlin durch die Flüchtlingssituation von 2015, die vielen Syrer in der Hauptstadt – laut Statistischem Bundesamt rund 40 000 – eine arabische Blütezeit erlebt. Die Syrer hätten sich mittlerweile gut eingelebt und Zeit für die wirklich wichtigen Dinge im Leben: Kultur, Kunst, Dialog. Das zeigt sich auch an den gestiegenen Einbürgerungen. 2021 wurden 19 100 Syrer zu Deutschen – fast dreimal so viele wie 2020.

Muhammad Jabali, der Barbesitzer, ist Anfang vierzig, hat Locken, bunte Fingernägel – und erzählt, wie sich Berlin in den vergangenen Jahren für arabische Einflüsse und Geschmacksrichtungen geöffnet hat. So gebe es jetzt auch mal frische Molokhia-Blätter in Berlin zu kaufen, die grünen spinatähnlichen Blätter einer Malvenpflanze. Daraus macht man eine Art grüne Suppe, in die man Fladenbrot tunkt. Ja, sogar Akkoub bekommen Liebhaber der arabischen Küche inzwischen in Berlin – eine distelähnliche Pflanze, geschmacklich irgendwo zwischen Spargel und Artischocke, die es früher nur im Februar in entlegenen Bergdörfern in Palästina, Libanon, Syrien und Jordanien zu kaufen gab. „Früher mussten wir warten, bis Verwandtschaft kam oder bis man mal wieder runterflog. Jetzt gibt es all das einfach nebenan“, sagt Jabali.

Auf die Frage, ob er seine Heimat Palästina trotzdem nicht manchmal vermisst, sagt er: „Ich kehre jeden Tag zurück.“ In seiner Bar kommen unterschiedliche Kulturen zusammen, Bands aus aller Welt spielen bei ihm, gerade organisiert er ein Festival für den Herbst. Am Vorabend spielte eine französisch-brasilianische Gruppe, Frauen mit Kopftuch trinken bei ihm auch mal ein Radler. „Wir gründen gerade das Berlin von morgen“, sagt Jabali.

Dann schaltet sich Fadi Abdelnour ein. Der Deutsch-Palästinenser ist am längsten in Berlin, seit 2002. Der 44-Jährige, der mit Frau und Kind in Berlin lebt, erzählt von dieser einen Party 2017, auf der er plötzlich Heimweh bekam. „Ich hatte mich schon dran gewöhnt, dass ich keine arabische Musik mehr höre und kaum noch Arabisch spreche. Aber auf diesem Fest war auf einmal alles möglich: Ich war umgeben von neuen Leuten“, erzählt Abdelnour, der zehn Jahre lang künstlerischer Leiter des Arabischen Filmfestivals Berlin war. Als er



Die goldenen Zwanziger

Berlin und Araber – da denken viele vor allem an: kriminelle Clans. Dabei hat sich in der Hauptstadt eine spannende intellektuelle Szene entwickelt, Exilanten aus Syrien, Palästina oder Ägypten diskutieren, essen, rauchen miteinander. Ein Streifzug

Vater wurde, spürte er den Wunsch, seiner Tochter arabische Bücher vorzulesen. Doch wo sollte er die herbekommen? Er nahm es selbst in die Hand und begann, gemeinsam mit seinen Partnern Rasha Hilwi und Mohammad Rabie Verlage zu kontaktieren und Bücher zu bestellen.

„Man muss sich das mal vorstellen: Es ist komplizierter, ein Buch von Beirut nach Kairo zu bringen, als von Beirut nach Berlin“, erzählt Fadi Abdelnour. „Berlin ist mittlerweile auch für arabische Künstler aus der Region ein wichtiger Ort geworden.“ Das kann auch die bekannte ägyptische Journalistin und Drehbuchautorin Rasha Azab bestätigen, sie wird am nächsten Tag ihren Roman „Gesalzenes Herz“ im Khan Aljanub vorstellen. Darin geht es

„We have no time for beef“, steht auf dem Leuchtschild. Man setzt auf den Dialog

um die ägyptische Generation nach der Revolution vom 25. Januar 2011. Rasha Azab muss laut lachen, als man sie fragt, ob sie auch bald nach Berlin ziehen wird. „Nein, ich gehöre nach Ägypten, die häufiger die Menschen, die ich liebe. Aber Berlin hat eine spannende arabische Szene, die man nicht mehr ignorieren kann.“

Das war auch der Grund, warum Yasmeen Daher nach Berlin kam. Sie lebte zuvor in Kanada, wurde gerade fertig mit ihrem Doktor in Philosophie und wollte am liebsten zurück in die arabische Welt – doch nach dem Arabischen Frühling regier-

ten in den meisten Ländern autoritäre Regimes, die freies Arbeiten unmöglich machten. „Dann erzählte mir eine Freundin von Berlin und der arabischen Szene, und ich bewarb mich für ein Stipendium“, erzählt die Mutter eines Sohnes. Sie lebt nun seit sechs Jahren in der Hauptstadt. Bei ihrer Arbeit als Projektmanagerin für das Medienetzwerk Febrayer ist sie viel mit der Region beschäftigt. Die Organisation will das Publikum in der arabischen Welt, gerade in Zeiten politischer Zensuren, mit verlässlichen und unabhängigen Informationen versorgen. Gleichzeitig versucht Daher eine neue Community rund um das Netzwerk in Berlin aufzubauen.

Die meiste Zeit fühlen sich die vier Wahlberliner frei in ihrem Alltag. Nur manchmal ist da die Sorge, wie sich die Stimmung in Deutschland entwickelt. Die Inflation, der Krieg in der Ukraine, Engpässe bei der Gasversorgung – das sind Entwicklungen, die nicht gerade förderlich für den sozialen Frieden sind, glauben sie. Jabali erzählt von seinen letzten drei Versuchen, Visa für libanesische Künstler zu bekommen, die allesamt abgelehnt wurden. Nach der Hafensprengung in der Hauptstadt Beirut im August 2020 wollen viele junge Libanesinnen und Libanesen nach Berlin auswandern, erzählen sie.

Tariq Bajwa vom Kulturzentrum Oyoum (arabisch für Augen) kennt diese Schwierigkeiten. Selbst bei Künstlern, die häufiger in Europa auftreten, sei die Visabeschaffung sehr schwierig. Wenn sie es dann aber mal nach Berlin geschafft haben, ist Bajwa immer wieder überrascht, wie schnell die



Mohammed Sami Alkayal und sein erstes Buch mit dem Titel „Berlin“.
ILLUSTRATION: CHRISTIAN TÖNSMANN,
FOTO: DUNJA RAMADAN

Tickets ausverkauft sind – und wer alles im Publikum sitzt. Englischsprachige Expats, Deutsch-Araber, extra angereist aus unterschiedlichen Teilen Deutschlands, Deutschdeutsche. Um ins Oyoum zu kommen, nimmt man die U7 nach Neukölln, fährt also in die arabisch geprägte Gegend: Vorbei an kleinen Schaufensterpuppen, die festliche Turbane und Aladinschuhe tragen, das klassische Outfit für jede Beschneidungsparty, vorbei an einem Typen mit Dreadlocks, der Autofahrer an der roten Ampel bespaßt, indem er sich auf eine Leiter stellt und auf Ball und Skateboard balanciert.

Der 35-jährige Bajwa aus dem Emsland in Niedersachsen führt durch die großzügigen Räume des Kulturzentrums, drei Stockwerke, Dutzende Seminarräume, an den Wänden kleben Poster wie „Black in Berlin“ oder Leuchtschilder mit der Aufschrift „We have no time for beef“. Hier finden unter anderem Lesungen, Vernissagen, Theaterstücke, Konzerte, Festivals und Workshops statt. Obwohl er nun schon einige Jahre in Berlin lebt, entdeckt er immer noch neue Ecken in der Hauptstadt. „Hier ist so viel im Wandel, das macht Berlin so spannend.“

Ob in diesem Berlin gerade ein neues, postrevolutionäres „Wir“ entsteht, ein Motor für politische Ideen, die bis in die Region hineinwirken, wie Amro Ali in seinem Essay hofft, wird sich in den kommenden Jahren zeigen. Bis dahin ist Berlin erst einmal ein Zufluchtsort für kritische Geister, die gerade nirgendwo anders so sein können wie hier.

Macht euch Luft, Männer!

Der spanische Ministerpräsident hat sich für ein Krawattenverbot ausgesprochen – um Energie zu sparen. Was für ein großartiger Vorschlag

Konkurrenz belebt das Geschäft, und wenn wir je ein bisschen Wettbewerb gebrauchen könnten, dann jetzt. Die EU muss Energie einsparen, alle Vorschläge sind willkommen, und natürlich will hinterher keiner das Schlusslicht sein, das nicht mal seinen Stand-by-Knopf ausgeschaltet hat. Also überraschte der spanische Ministerpräsident Pedro Sánchez vergangene Woche mit einem ungewöhnlichen Vorstoß. Er trat ohne Krawatte vor die Kameras und bat seine Minister und Mitbürger dasselbe zu tun. Um Energie zu sparen.

Wie genau die Krawatte beziehungsweise keine Krawatte das leistet, sagte er zwar nicht, aber jeder kennt ja die Filme, in denen Männer anfangen zu schwitzen, weil es irre heiß ist oder die Situation irgendwie brenzlich wird. Dann wird reflexartig der Krawattenknoten gelockert. Ganz offensichtlich hält man ohne Schlips um den Hals Hitze und Stress besser aus, braucht also weniger energiefressende Air Condition. Die Assoziationskette liegt so dermaßen auf der Hand, dass man wirklich nicht drüber reden muss.

Dummerweise tragen so ein Ding heute nur noch Staatsbeamte, Nachrichtensprecher und britische Kronprinzen. Die Zuckerbergs dieser Welt haben einfach zu lange am Schlips gesägt. Die Einsparungen dürften demnach minimal sein. Aber wer so kleinlich denkt, kommt nie auf einen grünen Zweig, jede Kilowattstunde zählt.

Was können die Europäer sonst noch Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

tun? Habeck hat seinen Beitrag mit dem Vorschlag zum Duschkopfauswechsell bereits geleistet. Die Italiener wollten eigentlich sämtliche Geschäfte um 19 Uhr schließen, haben jetzt aber erst mal ihren Premierminister eingespart. Wo bleibt Emmanuel Macron, wenn man ihn braucht? Bislang hat Frankreich lediglich Geschäfte mit Klimaanlage dazu verdonnert, die Türen zu schließen. Air-Con-Scham ist die neue Flugscham, aber da geht doch noch mehr. Oder war dieses Foto des französischen

War Emmanuel Macrons offenes Hemd auch ein Zeichen für offensives Energiesparen?

Präsidenten mit offenem Hemd und Brusthaar im Wahlkampf in Wahrheit ein frühes Zeichen für offensive Energiesparpolitik? Vielleicht ging auch Olaf Scholz in Kiew im Kurzarmhemd mit gutem Beispiel voran und keiner hat's gemerkt. Heidi Klum und Britney Spears sind auf Instagram seit Wochen weitgehend unbekleidet, da kann man dann gleich noch den Deckenventilator abstellen.

Derweil steht in Berlin bereits manche Rolltreppe still mit dem Hinweis: „Diese Rolltreppe ist nicht defekt. Sie trägt derzeit zum Klimaschutz und zur Senkung des Energieverbrauchs bei.“ Endlich kann auch die Bahn stolz verkünden: Diese Klimaanlage ist nicht aus Versehen defekt, sie ist extra nicht in Betrieb. Soll erst mal je-



Spaniens Regierungschef Pedro Sánchez will erreichen, dass Männer weniger schwitzen und die Klimaanlage ausbleibt.
FOTO: JAVIER SORIANO/AFP

mand das Gegenteil beweisen. Sogar die Oktoberfestwirte machen mit und verzichten dieses Mal auf Heizpilze. Endlich geht es dahin, wo es richtig wehtut. Jetzt kann der Winter doch wiederkommen.

Der britische Stromanbieter SSE kassierte vergangenes Jahr noch einen Shitstorm, als er einen Punkte-Plan veröffentlichte, wie sich zu Hause Heizkosten sparen lassen. Aber in der neuen Realität kann das alles auf Wiedervorlage, womöglich lassen sich damit sogar die ehemaligen EU-Kollegen überflügeln. Einige der Top-Tipps, um trotz gedrosselter Heizkörper warm zu bleiben: Hula-Hoop-Contest mit den Kleinen, Hampelmänner machen, das Haus putzen. Bewegung „is key“, wie man in England so sagt. Dazu wärme Porridge und Ingwertee von innen. Sowieso seien nichtalkoholische Getränke in jedem Fall zu bevorzugen, weil das warme Gefühl von Wein und Whisky nur vorübergehend sei und man sich bald sogar kälter fühle als zuvor. Davon kann Boris Johnson ein Lied singen, die öffentliche Stimmung nach den Lockdown-Partys war tatsächlich eher frostig.

Besonders kreativ wird es unter dem Punkt „Extra-Wärme finden“. „Kuscheln Sie mit Ihren Haustieren und Ihren Liebstem, um es gemütlich zu haben.“ Außerdem solle man die Gardinen öffnen, um die Sonne hereinzulassen und nach dem Kochen den Backofen offen stehen lassen – „aber Vorsicht, wenn Haustiere und kleine Kinder in der Nähe sind“. Besser die putzen in

der Zeit an einem anderen Ort der Wohnung.

Jedenfalls gilt jetzt: Fragt nicht, was euer Land für euch einsparen kann, fragt, was ihr für euer Land sparen könnt! Das Netz ist da wie immer voll von guten Ideen. Den Wasserkocher nicht mit zu viel Wasser aufsetzen. Wäsche auf die Leine hängen statt den Trockner anzuwerfen. Okay, na ja, das weiß ja nun wirklich jedes Kind, das in der Schule gerade Stromtagebuch führt. Aber die elektrische Zahnbürste mal vom Netz nehmen, den elektrischen Rasierer gegen einen Hobel tauschen, mit Century Gothic statt Arial schreiben, weil das beim Drucken 30 Prozent Tinte einspart – das sind die Dinge, die den Hashtag #energysaver verdienen. Übrigens könnten auch die Alexas mal Pause machen und Mails nur alle zwei Stunden abgerufen werden. Aber solch drastische Maßnahmen heben wir uns besser für November auf, wenn die Außenbeleuchtung schon um 19 Uhr abgeschaltet wird und alle früher zu Bett gehen sollen. Streamen ist dann nur noch auf dem iPad oder Handy erlaubt, nicht auf dem saunatuchgroßen Flachbildschirm, ist klar.

Pedro Sánchez flog nach seiner Krawatten-Ansprache übrigens die 25,8 Kilometer zwischen Regierungssitz und Flughafen mit einem Hubschrauber. Geschätzter Verbrauch: 180 Kilo Kerosin. Aber ihm ging es ja ums Gaseinsparen, nicht um Ölverzicht. Jetzt bloß nicht alles durcheinanderbringen bitte.
SILKE WICHERT